

Wir ziehen es vor, nicht von Trauma zu sprechen

Guatemala: Gespräch mit Susana Navarro und Bruce Osorio von EPAC über Exhumierungen und Trauerarbeit als soziale Prozesse



FOTOS: THOMAS WALTHER

Das 1995 in Guatemala gegründete *Equipo de Estudios Comunitarios y Acción Psicosocial*, kurz ECAP, gilt als Vorreiter in Sachen psychosoziale Begleitung von Gewaltopfern in Lateinamerika. Mehr als 40 000 *Desaparecidos*, Verschwundene, hat der jahrzehntelange Gewaltkonflikt (1960-1996) produziert. Seit den frühen 1990er-Jahren arbeiten regierungsunabhängige Forensikteams, darunter die Guatemaltekeische Stiftung für Forensische Anthropologie (FAFG), an der Bergung und Identifizierung der Leichname. Dabei sind in Guatemala zwei Arten des „Verschwindens“ zu unterscheiden. Neben der Repressionstechnik des Verschwindenlassens, bei der politische Oppositionelle, wie in anderen Regimen Lateinamerikas, gezielt entführt, gefoltert, ermordet und verscharrt wurden, wurden hier als Antwort auf Guerillaoffensiven auch die Bewohner*innen von über 600 Mayadörfern massakriert. Dabei waren es nicht die Mörder, sondern die Überlebenden, die die Toten notdürftig verscharrten, bevor sie selbst in die Berge flüchteten. Seit über 20 Jahren begleitet das ECAP forensische Exhumierungen insbesondere in diesen Mayaregionen. Die juristische und psychologische Aufarbeitung tragen zur Stärkung der betroffenen Angehörigen wie auch der Gesellschaft insgesamt bei.

VON ANNE HUFFSCHMID

Wenn Menschen spurlos verschwinden, erst recht im Kontext systematischer Repression, entsteht für die Angehörigen so etwas wie ein bodenloses schwarzes Loch, eine tiefgreifende Traumatisierung, man spricht von *duelo alterado/suspendido*, einer gestörten oder unterbrochenen Trauer. Wie arbeitet ihr mit diesem Abgrund?

Bruce Osorio: In den meisten Fällen ziehen wir es vor, nicht von Trauma zu sprechen. Bei EPAC sehen wir es so: Das sind normale Reaktionen angesichts unnormaler Situationen. Natürlich haben wir mit Trauer und starkem Schmerz zu tun, die Abwesenheit der Verschwundenen wird sehr stark empfunden. Doch man kann nicht immer von Trauma oder von einer klassischen Symptomatik sprechen. Tatsächlich haben wir viele Leute, die den Krieg miterlebt haben, als sehr stark wahrgenommen; sie sind äußerst gut darin, vorwärts zu schauen, auch unter den allerwidrigsten Umständen. Die Unterstützung von Seiten der Gemeinschaft hat dabei eine wichtige Rolle gespielt. Allerdings sind viele frustriert darüber, dass es keine angemessene Reaktion vonseiten des Staates und keine adäquaten Suchprozesse gibt. Ein Beispiel: Ein geheimer Friedhof befand sich auf dem Privatgrundstück einer Frau; dort legte sie manchmal Blumen nieder. Dann wurde Anzeige erstattet, die menschlichen Überreste wurden mitgenommen und dann geschah drei Jahre lang nichts mehr, warum auch immer. Wir denken, dass so etwas noch mehr Schmerz bereitet. Deshalb sprechen wir nicht so gerne von klassischen Kategorien, weder in Bezug auf Trauma noch auf mentale Krankheiten.

Susana Navarro: Auf einer kulturellen Ebene und innerhalb der Gemeinschaft sind die Erlebnisse der Betroffenen kollektive Erfahrungen. Dabei werden alle kulturellen Ressourcen mobilisiert, was das Verhältnis zwischen dem Lebenden und dem Toten oder dem Lebenden und dem Abwesenden betrifft. Und das verleiht der Erfahrung einen anderen Sinn. Den klinischen Kategorien, die eine kulturell andersartige Erfahrung messen und klassifizieren wollen, liegen gewisse Schemata zugrunde, die nicht immer passen.

*Welche Rolle spielt die Lokalisierung und Freilegung des verschwundenen Körpers in diesen Prozessen? Insbesondere in Mayagemeinden sind Forensiker*innen doch sicher zunächst Fremdkörper.*

SN: Im Hinblick auf den Trauerprozess ist zunächst der Abschied der Gemeinschaft vom Toten betroffen. Es gibt keinen Körper und folglich auch kein soziales Ritual, damit der Tote seine Rolle als Lebender in der Gemeinschaft abgibt. Das wurde auf jeden Fall verletzt und die Leute empfinden das schon so, dass das mit den Exhumierungen wiederhergestellt wird. Die soziale Rolle, die er als Lebender spielte, kann nun abgeschlossen werden. Denn sozial und auch psychologisch gesehen gibt es die Vorstellung, dass der Tote leidet, dass er nicht gut begraben ist, dass er wie ein Tier behandelt wird und nicht zur Ruhe kommt.

BO: Und wenn es ein geheimer Friedhof ist, schließlich werden die Menschen in der Regel sehr schnell beerdigt, meist an Orten, die gar nicht für Begräbnisse vorgesehen sind, heißt es, dass die Toten frieren, dass es ihnen nicht gut geht, weil sie übereinander gestapelt liegen. Und auch wo wir es mit einem Verschwinden zu tun haben, weil tatsächlich niemand weiß, wo genau sie begraben sind, gibt es unter den Maya einen gemeinschaftlichen Zusammenhalt und gegenseitige Unterstützung. In städtischer, mestizischer Umgebung hingegen spielt die Unsicherheit, ob sie nun lebendig oder tot sind, gewissermaßen eine größere Rolle, die sogenannte „gestörte Trauer“ ist mehr Thema. Allerdings wurde dazu Anfang der 1980er-Jahre viel mehr gesellschaftlich mobilisiert; aktuell ist alles eher zersplittert.



SN: Als es in den Gemeinden zu Menschenrechtsverletzungen kam, wusste die ganze Gemeinschaft das, für die Einzelnen war es so etwas wie: „Was mir passiert, geschieht auch uns allen.“ In den Städten hingegen hieß es angesichts des Terrors: „Ich konnte mit niemandem darüber sprechen.“ So kam es zu höchst ambivalenten

Situationen: Ich weiß ganz genau, dass er tot ist, aber gefühlsmäßig zweifle ich manchmal daran. Es können drei Jahre vergangen sein oder auch dreißig, der Zweifel ist immer noch da.

Die Ereignisse betrafen ja meist die ganze Gemeinschaft, vor allem im Landesinneren. Deshalb muss auch alles danach kollektiv sein. Die Erfahrungen sind ja nicht privat, sie wurden kollektiv erlebt und mit allen geteilt. Die Exhumierung ist ein Abschnitt auf dem langen Weg, den die Leute zurückgelegt haben. Wenn wir gegen das aufgezwungene Vergessen kämpfen und uns dafür einsetzen, dass die Erinnerung festgehalten wird, hat es keinen Sinn,

die Exhumierung zu einer privaten Angelegenheit zu machen. Da zuvor kein gesellschaftliches Ritual der gemeinsamen Trauer und des sozialen Abschieds zelebriert werden konnte, ist nun die zweite Beisetzung (nach der Exhumierung) der angemessenste soziale Ort, an dem dieses Ritual vollzogen wird.

*Es geht also um Exhumierung und die darauffolgende Beisetzung als sozialem Prozess, jenseits unseres Verständnisses von Intimität und individueller Trauer. Dennoch kommen da ja sehr verschiedene Sprachen und Kosmovisionen zusammen: Mayagemeinden, städtische Forensiker*innen, Psycholog*innen.*

BO: Bei den Maya wird zum Beispiel sehr aktiv über Träume kommuniziert. Wenn uns jemand von seinen Träumen berichtet, versuche ich das nicht mit Hilfe irgendwelcher psychologischen Theorien zu deuten.

SN: Der Traum sendet uns Signale. Im Traum bittet mich der Verschwundene um etwas und ich muss aktiv werden, er erwartet eine Handlung von mir. Der Traum übermittle, dass die verschwundene Person nicht passiv ist, sondern nach etwas verlangt. Das sorgt für eine andere Dynamik. Obwohl das meine Träume sind, also die einer einzelnen Person, sind sie letztlich kollektiv und ich teile sie mit allen.

BO: Ich erinnere mich an eine alte Frau, die von einem riesigen Baum ohne Blätter sprach, sie saß darauf, ganz nackt, es handelte sich um eine sehr alte Frau, während ihr Mann, der irgendwo in einem geheimen Grab verscharrt war, auf einem anderen Ast saß. Ich wollte diesen Traum nicht mit der Freudschen Theorie im Hinterkopf deuten, sondern schauen, was er für sie bedeutete. Für sie war die Bedeutung folgendermaßen: „Ich habe die Befugnis von meinem Mann, dass ich ihn da raushole, also machen wir weiter mit der Arbeit.“ Das ist ein Beispiel dafür, wie wichtig es ist, nicht mit unserem eigenen Blickwinkel die Dinge zu interpretieren.

SN: Ich erinnere mich an eine Exhumierung in Rabinal, wo wir den Körper einer Frau suchten und ihn tagelang nicht finden konnten. Auf einmal kam eine Frau zu uns und sagte: „Sie lässt sich nicht finden, weil sie umgebracht wurde und sie jetzt nackt ist. Sie lässt sich nicht finden, weil es männliche Forensiker sind; wenn sie von Forensikerinnen gesucht wird, werdet ihr sie finden.“ Daher gingen wir zu den Forensikern und teilten ihnen mit: „Also, wir wollen euch ja nicht dazu zwingen, an das zu glauben, was uns gesagt wird. Aber um die Angehörigen zu beruhigen, müssen wir etwas verändern, allein, um ihren Glauben zu respektieren.“ Also haben Forensikerinnen die Sache übernommen und die Frau wurde gefunden. Abgesehen davon, ob man jetzt an diesen magischen Anteil glaubt oder nicht, muss diese Bedeutung verstanden und respektiert werden. Und dementsprechend gilt es die technische Vorgehensweise der forensischen oder psychologischen Arbeit zu ändern. Schließlich arbeiten sowohl die Forensiker*innen als auch wir wegen der Lebenden und für die Lebenden.

Und das ist der springende Punkt. Die Angehörigen verleihen den Ihrigen eine superwichtige Rolle. Schließlich sind sie es, die ihre Toten berühren, und nicht jeder darf ihre Toten anfassen.

Die Beziehungen, die zwischen den Angehörigen und den Forensiker*innen entstehen, sind ausschlaggebend für den ganzen Exhumierungsprozess. Die Forensiker*innen müssen gut damit umgehen, denn es kann ganz schnell passieren, dass du in eine Machtposition gerätst. Du musst diese Beziehung sehr genau im Blick haben, denn schließlich geben sie alles preis, weil eben du derjenige sein wirst, der ihren Toten rausholt. Die Forensiker*innen müssen sehr aufmerksam alle Gefühlsregungen der Leute registrieren. Meistens sind die Erfahrensten zugleich die Zurückhaltendsten.

Für die Angehörigen stehen ja meist Knochenreste, als anfassbares Material, im Vordergrund. Aber die Forensik operiert mit einer Reihe von Abstraktionen, darunter auch die Justiz, die man nicht so einfach übersetzen kann.

SN: Vor allem im Hinblick auf das Thema DNA gab es einen wichtigen Wandel im Umgang mit den Knochenresten. Ich erinnere mich an einen Fall bei der Exhumierung in Rabinal, wo wir den Leuten das mit der DNA erklärten, was schon an sich sehr kompliziert ist. Und man sagte ihnen, dass dieses Stück, von dem die Probe genommen wurde, zerstört worden sei und daher nicht mehr zum Rest des Körpers zurückkam. Das war harte Überzeugungsarbeit, denn die Leute verstanden das nicht. Für sie war das ein Körperteil ihres gerade erst wiedergefundenen Angehörigen. Und jetzt konnte er nicht mehr vollständig beerdigt werden, weil ein Teil fehlte, auch wenn es nur ein klitzekleiner Teil war. Mit Hilfe eines Mayapriesters konnten wir die Leute überzeugen, dass der Körper dennoch immer noch vollständig war, damit die Leute mit ruhigem Gewissen ihre Toten beerdigen konnten.

Ich denke, dass sich seit dem Völkermordurteil viel verändert hat.¹ Bis dahin hatte man die Exhumierungen als rein humanitäres Unterfangen gesehen und weniger die Tatsache, dass Forensiker*innen immer auch Sachverständige sind, die Gutachten abliefern und Teil von juristischen Verfahren sind. Seit dem Völkermordurteil ist viel deutlicher, dass es sich um Beweise handelt.

Wenn ich es recht verstehe, geht es dem ECAP vor allem darum, die Betroffenen nicht zu pathologisieren, also auch den Opferstatus, der häufig mit dem Begriff der Traumatisierung einhergeht, zu überwinden.



BO: Die Erlebnisse der Leute, die extreme Gewalt erfahren haben, bewirken, dass es ihnen schwerfällt zu erkennen und wertzuschätzen, wie viele Ressourcen sie selbst mobilisiert haben, um zu überleben. Manchmal sehen sie sich nur als leidendes Wesen, obwohl sie auch sehr interessante Techniken, oder besser: Strategien, des Überlebens entwickelt haben. Das

reicht von der kollektiven Organisation der Arbeitsteilung, als sie in die Berge geflüchtet waren, bis hin zu so unglaublichen Dingen, dass man herausfand, wie man einen Hahn so operiert, dass er nicht mehr kräht, damit er sie mit seinem Kikiriki nicht bei den Soldaten verrät. Für uns ist es wichtig, dass sie sich als Subjekte ihrer eigenen Geschichte sehen können. ■

Seit einiger Zeit frage ich mich, welche Spuren der bewaffnete Konflikt in El Salvador (1980-1992) bei den Menschen und den Orten hinterlassen hat. Diese Fragestellung liegt bei mir auf der Hand. Ich selbst bin ein junger Mensch der Nachkriegszeit, habe wie so viele andere auch diese gewaltsame Vergangenheit nicht direkt miterlebt. Aber ich bin in einer Nachkriegszeit aufgewachsen, die ähnliche Muster aufzeigt. Was von dem bewaffneten Konflikt steckt in mir und in den Räumen, in denen ich lebe? Diese Frage hat mich dazu gebracht, im Jahr 2016 eine Forschung über den Zusammenhang zwischen Erinnerungen an den bewaffneten Konflikt, jungen Menschen im Postkonflikt und der territorial verankerten Gemeinschaft zu beginnen. Dies ist eine Studie aus dem Bereich der *psicología comunitaria*, der gemeindebasierten Psychologie, welche die psychosozialen Prozesse untersucht, die das Leben, das Sein und das Wohnen in den Gemeinschaften beeinflussen.

VON FERNANDO CHACÓN SERRANO

Mit Hilfe der „sozialen Erinnerung“ können die Spuren des Krieges bei denjenigen aufgedeckt werden, die ihn zwar nicht erlebt haben, aber in einer Gemeinschaft aufgewachsen sind, die zu Kriegszeiten betroffen war. Familienangehörige und Nachbar*innen sind also unmittelbare Opfer dieser Vergangenheit. Die Studie basiert auf Lebensgeschichten von zehn jungen Menschen, Frauen und Männern, die nach 1992 in der Gemeinde Nueva Trinidad im Norden von El Salvador geboren wurden. Im Rahmen der Forschung schufen sie ihre eigene „Geschichte des bewaffneten Konflikts“, um damit zu erkunden, inwiefern die vergangenen Ereignisse ihr Leben heute beeinflussen.

Nueva Trinidad ist eine Gemeinde, die wie andere in der Gegend auch während des Krieges, vor allem in den frühen 1980er-Jahren, von schweren militärischen Operationen zerstört wurde. Ab 1991 setzte eine Neubesiedlung des Ortes von ehemaligen Geflüchteten und ehemaligen Kämpfer*innen der Guerilla ein. Über 20 Jahre nach der Neubesiedlung und dem offiziellen Ende des bewaffneten Konflikts ist diese Vergangenheit dennoch im Alltag präsent. Zum Beispiel in den „Erinnerungsorten“, wo mit Wandbildern und Sprüchen diejenigen Orte gekennzeichnet sind, die Schauplatz von Gewalttaten waren. Alle jungen Menschen wissen von diesen Ereignissen (zum Beispiel die Massaker an der Bevölkerung, die auf dem Dorfplatz oder außerhalb der Gemeinde stattfanden). Die Vergangenheit zeigt sich aber auch in den Menschen mit ihren Narben, in deren Verhalten und bei spontanen Gesprächen auf der Straße. Sie spiegelt sich auch in Institutionen wie der katholischen Kirche wider, mit ihrem Erinnerungskomitee und den jährlich stattfindenden Gedenkfeiern, die an die Unterzeichnung des Friedensabkommens, die Neubesiedlung, die Massaker und andere wichtige Termine erinnern.

Kurz: Der Alltag in Nueva Trinidad setzt einen ständigen Prozess des Erinnerns in Gang, der auf dem Wunsch basiert, „die

Foto: Das Wandbild außerhalb von Nueva Trinidad erinnert an ein Massaker, das dort stattfand und bei dem u.a. der Guerillero Jesús Rojas getötet wurde.